

Junge Herzen.

Novelle von **E. Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Zum erstenmal ging ein Anflug echter Rührung über des Direktors Gesicht. Martha war so kindlich anmutig in ihrer zerknirschten Beichte.

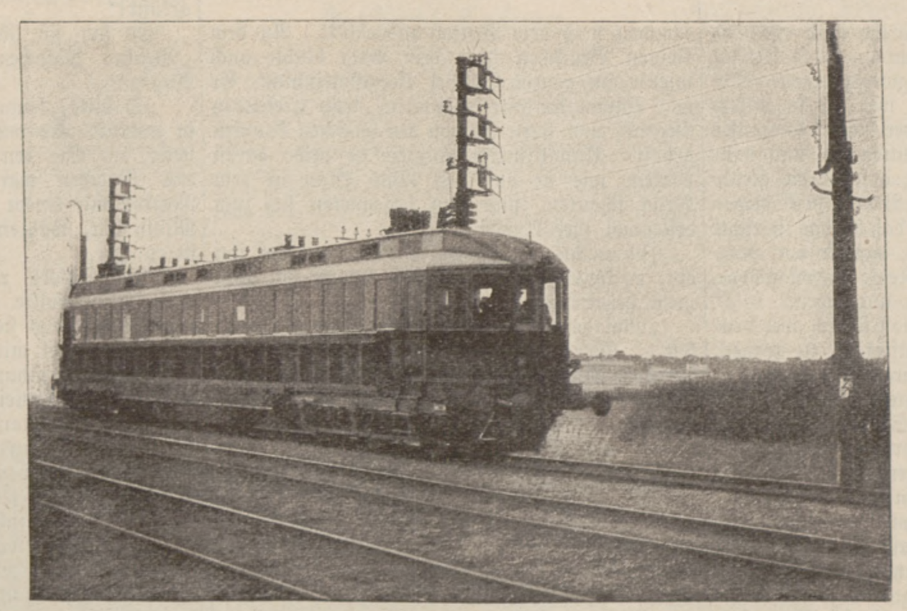
Er seufzte tief. „Sie haben keine Ahnung von der Größe meiner Neigung," sagte er dann, „wenn Sie glauben, daß ich Ihnen Ihren Irrtum nicht verzeihen könnte. Aber dennoch, Martha; nun, da ich alles weiß, nun rate ich Ihnen als treuer Freund um Ihrer selbst willen: machen Sie ein rasches Ende! Wenn Sie Grund haben, an jenem Mann zu zweifeln, so rauben Sie ihm das Recht, mitleidig über Sie zu lächeln. — Martha, Kind! Lassen Sie sich führen von mir, wie heute! Immer! Wie ich Sie heute aus der wilden Menge in dieses stille Asyl hierher gerettet habe, so will ich Sie auch künftig bewahren vor jedem rauhen Anprall des Lebens, vor jeder Verirrung, vor jeder Enttäuschung!"

Die Worte flossen ihm so überzeugend, so besänftigend von den Lippen und streiften so milde über ihr krankes Herz.

Sie war müde, todmüde; sie war kaum noch eines anderen Gedankens fähig, als des einen, unsäglich bitteren: „Bruno soll nicht lachen über mich! Bruno soll nicht glauben, daß ich mich ihm aus Heiratslust an den Kopf geworfen hätte!"

Gutmütig, väterlich fast, trocknete Klemens ihr die Augen, streichelte ihre Hände und flüsterte ihr bittende, tröstende Worte zu; sie nickte nur schweigend, ganz gebrochen, ganz mutlos, voll Angst und Grauen und Ekel vor der Welt, in die sie einen so schlimmen, schlimmen Blick gethan. Er schlang den Arm um das blasse, müde, traurige Kind, und in halber Erschöpfung sank ihr Köpfchen auf seine Schulter herab.

Es war ihr gleichgültig geworden, was mit ihr geschah; ja, sie empfand es mit einer gewissen wehmütigen Dankbarkeit, daß liebevolle Güte sie stützen und halten wollte, da sie so vollständig das Vertrauen auf die eigene Klugheit verloren hatte. —



Ein Wagen der elektrischen Schnellbahn. (S. 379)

Lea, die längst zu Hause angelangt war, fing eben an, sich um die Tochter und deren Verbleiben zu ängstigen, als Klemens mit der Jubelbotschaft: „Martha ist mein! Meine Braut!" in das Zimmer, in ihre Arme stürzte.

Und nun, ein jäher Umschlag in der Stimmung Leas. Alle üble Laune über die Abwesenheit des Generals war verflogen. Sie glühte in der freudigsten Erregung, viel heiterer und glückstrahlender als die stille, blasse Braut.

Vielleicht hatte der General um Brunos willen gezögert, sich ihr zu erklären, weil er sich nicht gerne von dem Sohne trennte, und die beiden Kinder doch nicht wohl zusammen in einem Hause hätten bleiben können. Auch dieses Hemmnis für ihr Glück und ihre Pläne fiel weg, sobald Martha ihr eigenes Heim hatte. Und obendrein konnte sie nun auch die Sommerwochen in dem hübschen Bergstädtchen zubringen, in welchem der General seine kleine Villa hatte, wo sie sich auch vor einem Jahre wieder getroffen hatten. Der jungen Leute wegen hatte sie bisher nicht gewagt, sich dazu zu entschließen.

Aber nun, da Martha verlobt war, konnte Brunos Nähe ihr ja nicht mehr gefährlich werden, und Lea durfte sich getrost auf die Tage der Landeinsamkeit, auf die Gesellschaft ihres alten Freundes freuen, der ja dann wohl endlich sein Schweigen brechen würde.

Vorläufig aber galt es, sofort, gleich heute noch, die Verlobung der Tochter zu feiern, damit Martha den raschen Entschluß nicht mehr bereuen könne und sich völlig bewußt werde, daß sie sich endgültig gebunden habe. So rasch als nur irgend möglich sollten die Karten gedruckt und in die Welt gesandt werden.

Am Abend, während die Stadt, trotz des Regens, der sich nun eingestellt hatte, in einem Lichtmeer erglühte und vor den Fenstern die kleinen Flämmchen zuckten, saß man schon in einem vertrauten Kreis zusammen und trank auf das Wohl des Brautpaares.

Zuweilen, bei einem warmen Glückwunschwort, schrak Martha förmlich zusammen und schaute um sich her, mit einem schmerzlichen Blick, als suche sie nach einem verständnisvollen Auge, nach einer Seele, der sie hätte klagen können, wie traurig ihr zu Mute war. Aber sie sah nur freudig bewegte Gesichter, und ihre Mutter lächelte sie an, reuelos, skrupellos, seelenvergnügt, und die Orangenblüten vor ihrem Teller dufteten betäubend, und der Mann an ihrer Seite drückte ihr mit leisen, liebkosenden Worten die Hände.

4.

Nun waren sie wieder draußen in dem schönen Bergthal, wo Martha ihren Liebestraum geträumt, im selben Hause wie im letzten Sommer, das eine so entzückend idyllische Lage hatte. Wohl eine Viertelstunde war es von der Stadt entfernt; dahinter ein grüner Hügel mit einem Kapellchen, das eine uralte Linde beschattete; vor dem kleinen Gärtchen mit den duftenden Reseden und den feuerroten Buschnelken der ansteigende Bergwald; zur Rechten aber der Fluß, der im gleichmäßigen ruhigen

Wellenschlag vorüberrauschte. — An dem sonst flachen Ufer lag hier ein seltsamer Felsblock im Wasser, der wie von einer Riesenfaust herabgeschleudert schien, und an den sich eine Sage knüpfte. Es hieß, ein Fuhrmann habe an einem Feiertag mit einer schweren Last durch den Fluß fahren wollen. Sein Wagen aber sei im Sande stecken geblieben; unter wildem Fluchen habe er die Pferde angetrieben und, während aus dem nahen Gotteshause die Glocken klangen, die Rosse und das ganze Fuhrwerk in seinem wilden, gottlosen Zorn verwünscht. Da sei plötzlich er selber mit Wagen und Pferden zu Stein geworden.

Nun stand ein großes Holzkreuz auf dem Felsen und darunter eine von hageren Tannen umschattete Bank. Zwei gemalte, in den Stein eingekeilte „Martertafeln“ erzählten, daß der sagenhafte, so rätselhaft hier aufsteigende Felsen schon seine Opfer gefordert hatte. Von dem schmalen, in den Stein eingehauenen Weg, der hinanführte, ging's jählings hinab in die Tiefe, in die vorüberziehenden Wellen.

Lea hatte den schwindelnden Pfad nie betreten mögen, aber Martha saß gerne auf der einsamen Bank da oben, von der aus man das schöne Thal bis zu den Bergen im Westen erblickte. Nun gemahnte sie jeder Zug der weiten Landschaft an das vergangene Jahr, rauschte jeder Baum, jeder Wellenschlag ihr Erinnerungen zu, denen sie doch nicht nachhängen durfte und wollte, weil sie in einem so bitteren Mißklang endeten und weil sie obendrein schweres Unrecht waren gegen den Mann, dessen Verlobungsring sie am Finger trug. Sie fühlte beständig den neuen Reif an ihrer Rechten wie eine ungewohnte Last, wie eine stete Mahnung.

Gleich am ersten Tage ihrer Ankunft hatte General Döllnitz sie begrüßt und ihr seine Glückwünsche dargebracht. Dabei hatte er sie forschend und ernst angesehen, fast ein wenig mitleidig.

Warum bemitleidete er sie? Er gerade, da alle anderen sich darin überboten, ihre Wahl zu loben? Hatte er ihr Herz durchschaut? Der Sohn vielleicht auch dem Vater ausgeplaudert, daß er sein Spiel mit ihr getrieben habe?

Sie ging dem General nun beinahe schroff aus dem Wege und verließ das Zimmer, so oft er zu Besuch kam. Lea schien es nicht zu bemerken; es war ihr lieb, mit dem Freunde allein zu bleiben.

Gesprächsweise hatte Martha auch erfahren, daß Bruno in dem Städtchen anwesend sei, sich aber meist auf einsamen Bergwegen ergehe. Der Gedanke, ihm zu begegnen, war ihr so entsetzlich, daß sie sich kaum aus der Nähe des Hauses fort wagte, obwohl die Mutter ihr nun volle Freiheit gönnte. Sie fühlte, daß sie die gleichgültig-kühle Miene, die sie Bruno doch zeigen müßte, nicht zu stande brächte, daß ihr das thörichte Blut in die Wangen steigen, daß sie vor Herzklopfen keinen Laut in der Kehle finden würde, wenn er es wagen sollte, sie anzureden.

Eines Nachmittags entschloß sie sich aber dennoch, einen Brief zur Bahnstation zu tragen, die ziemlich entfernt von ihrem Häuschen lag. Es war eine Antwort an ihren Bräutigam, die sie lange verzögert hatte. Sonst war es ihr immer leicht geworden, zu schreiben; den Freundinnen hatte sie mit Vergnügen drei volle Bogen geschickt; aber Klemens erschien ihr nun so fremd, seit sie seine vertraulich einschmeichelnde Stimme nicht mehr hörte, ein Brief an ihn eine Arbeit, wie einst der deutsche Aufsatz in der Pension; mit ängstlicher Scheu überlegte sie jedes Wort.

Sie hatte den Holzsteg überschritten, der nahe bei ihrer Wohnung über den Fluß führte, und bog nun eben in einen schmaleren Weg ein, der zwischen eingezäunten Wiesen hindurchführte, als aus einem Quersträßlein, das hier mündete, Bruno heraustrat, so dicht vor ihr, daß an ein Ausweichen nicht zu denken war.

Sie ward nicht rot, wie sie gefürchtet hatte; sie erblaßte vielmehr bis in die Lippen. Aber sie fühlte sich viel ruhiger und mutiger, als sie erwartet hatte; in diesem Augenblick schien es ihr gut, daß der Zufall eine Aussprache zwischen ihnen herbeiführte.

Bruno grüßte; der Weg war so schmal, sie mußten nebeneinander hergehen.

„Ich habe Ihnen noch nicht gratuliert zu Ihrer Verlobung, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Verzeihen Sie mir. Die Nachricht hatte mich überrascht; und nehmen Sie, bitte, jetzt meine etwas verspäteten Glückwünsche entgegen.“

Seine Stimme klang hart, bitter; er vermied sie anzusehen.

„Ich danke Ihnen,“ erwiderte sie.

Dann gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander her.

Es duftete nach frischgemähtem Gras, nach Minzkraut, das an einem kleinen Bache wucherte, und an ihnen vorüber flatterten weiße und gelbe Schmetterlinge. Dort, wo der Weg ein wenig anstieg, sah man zu den Bergen hinüber, über denen weiße, goldgeränderte Wolken heraufzogen. Hier hatten sie im letzten Jahre ein paarmal zusammen nach dem Wetter ausgeblickt. An dem kleinen Brückchen über dem Bach blühte auch wieder ein ganzer Büschel Vergißmeinnicht. Er war einmal hinübergesprungen, trotz triefenden Regens, und hatte ihr von den hübschen Blumen geholt. Unwillkürlich mußten sie beide daran denken, wie sie auf das lichte Blau in dem Grün schauten, und nun begegneten sich zum erstenmal ihre Augen.



Dr. Georg v. Siemens †. (S. 379)
Nach einer Photographie von
E. Bieber, Hofphotograph in Berlin.

Zu mächtig flutete die Erinnerung auf ihn ein; er konnte nicht schweigen, konnte sich nicht mehr beherrschen.

„Martha!“ rief er mit schmerzlicher Bitterkeit. „Wer hätte das von Ihnen glauben können! Wenn mir's vorhergesagt worden wäre von Menschen oder Geistern, von Engeln oder Teufeln — ich hätte es für unmöglich gehalten, daß Sie so wären! So falsch! So unbeständig!“

Sie war unwillkürlich stehen geblieben; eine Weile ganz fassungslos unter diesem unerwarteten Angriff.

„Wie können Sie so zu mir sprechen?“ stammelte sie dann. „Mit welchem Rechte —“

„Mit dem Rechte meiner verratenen Liebe!“ unterbrach er sie stürmisch. „Sie wußten ja, wie gut ich Ihnen war, wie über alles lieb ich Sie hatte! Sie können nicht nein sagen. Es war ja kein Zweifel möglich.“

„Eine Zeitlang glaubte ich es wohl,“ sagte sie leise; unwillkürlich mit fortgerissen von seiner leidenschaftlichen Bewegung, vergessend, wie gefährlich es sei, an das Vergangene zu rühren. „Aber dann, als ich Sie so wenig sah, Sie sich mir so fern hielten, wie konnte ich glauben —“

„Ihre Mutter gab es mir ja deutlich genug zu verstehen, wie wenig sie meine Gesellschaft für Sie wünschte,“ erwiderte er mit heftigem, bitterem Tone, während seine schönen dunklen Augen sie finster anblickten. „Ich hasse jede Zudringlichkeit. Ich durfte ja auch nicht sprechen, ehe ich nicht eine Stellung errungen hatte. Ich habe gearbeitet, unermüdlich, immer mit dem Gedanken an Sie: immer mit dem *einen* Ziel vor Augen. Ich habe es fertig gebracht, das Examen an der Kunstschule abzulegen, das mir fehlte. Ich habe mir Aufträge errungen, ich habe eine ganz hübsche Stellung angeboten bekommen — nun endlich war ich so weit! Nun durfte ich zu Ihnen eilen, Ihrer Mutter mit dem Bewußtsein gegenübertreten, daß ich kein unvernünftiges Ansinnen an sie stellte, und da — während ich jauchzte und jubelte vor Glück — kam die Anzeige Ihrer Verlobung!“

Er lachte bitter auf.

„Ich habe das Blatt erst ganz sinnlos angestarrt; den Namen buchstabiert, als hätte ich zu lesen verlernt. O Martha — ich würde Ihnen vertraut und an Ihrer Liebe festgehalten haben, und wenn wir uns jahrelang nicht mehr gesehen, und wenn der Ozean zwischen uns gelegen hätte! Ich habe so felsenfest auf Sie gebaut. Wem kann man denn noch glauben in der Welt,“ fügte er in wachsender Heftigkeit hinzu, die Hand vor die Stirn drückend und wild das junge Haupt schüttelnd, „wem kann man denn noch glauben, wenn solche Kinderaugen wie die Ihren schon heucheln können, wenn auch für Ihre Jugend ein Händedruck keine Bedeutung, ein Kuß keinen Ernst mehr besitzt!“

Erst war wilder Jubel in ihr und Todesschrecken zugleich. Er hatte sie also dennoch, dennoch geliebt! Einen Moment vergaß sie alles in der stürmischen Wonne, die ihr durch das Herz pochte. Aber bei seinem letzten Wort hob sie plötzlich, sich in heißer Empörung auf seine Treulosigkeit besinnend, das gesenkte Haupt.

„Wie können Sie mir Vorwürfe machen? Wie dürfen Sie von Heuchelei und Falschheit sprechen? Sie! O, ich habe es ja selbst gesehen. Vor meinen Augen haben Sie jenes Mädchen geküßt!“

Er sah sie überrascht, verständnislos an. „Welches Mädchen? Ich? Und vor Ihren Augen?“

„O bitte, leugnen Sie doch nicht. Es ist ja nutzlos. Es war da draußen auf der Baustelle, wo Sie den Festwagen schmückten, und das Mädchen war eine der ‚Musen‘,“ warf Martha mit einem verächtlichen Zucken um den Mund hin, während sie ihren Schritt nun beschleunigte.

„Die Susel!“ rief er. „Ach ja, ich besinne mich. Ich wollte ihr die Stellung mit der Lyra zeigen, und sie machte dummes Zeug, wie immer, und fiel mir um den Hals. Sie war so ungewöhnlich zuthunlich gegen mich an diesem Nachmittag. Vielleicht hätte ich sie abgeschüttelt; aber sie wäre im stande gewesen, ihre Mitwirkung zu versagen, wenn wir sie beleidigt hätten. — Und das, das haben Sie gesehen, Martha? O, es ist abscheulich, teuflisch!“

Das junge Gesicht neben ihm war nun sehr abweisend stolz geworden. Der Mund hielt sich streng geschlossen, die Augen blickten ernst und entrüstet. Ihre ganze Haltung, wie sie, ohne ihn anzusehen, nun eilig in die Straße des Städtchens einbog, schien zu sagen: „Bitte, mein Herr, lassen Sie mich allein. Ich will nichts weiter hören.“

Er fühlte wohl diese Abwehr.

„Sie müssen mich noch eine Weile in ihrer Nähe dulden, Fräulein Martha, ich gehe nicht

von Ihnen, ehe ich mich gerechtfertigt habe!" sagte er leidenschaftlich und suchte sich einen Blick ihrer Augen zu ertrotzen.

Und wie sie nun wieder in sein heißerregtes, einst so geliebtes Gesicht aufblickte, da durchzuckte sie aufs neue die bittere Enttäuschung, die sie um seinetwillen erlitten hatte, und zitternd, kämpfend mit ihrer Bewegung, mit den Thränen, die ihr in die Augen treten wollten, sagte sie, ihn fest anblickend: „Ja, rechtfertigen Sie sich, wenn Sie können! Wenn ich nicht noch viel Schlimmeres von Ihnen glauben soll: daß Sie mein Vertrauen verraten, daß Sie geprahlt hätten mit meiner Gunst, daß Sie gelacht hätten über mich, mit Ihren Kameraden."

Er schaute sie in höchstem Erstaunen an. „Martha! Ich! Gelacht über Sie?" sagte er leise.

Sein Ton, sein Blick trugen ein solches Gepräge der Wahrheit, daß schon bei diesem ersten Worte jeder Zweifel in ihr verschwand.

„Ich habe vor keinem Menschen Ihren Namen genannt, weil er mir zu heilig war, um ihn nur über die Lippen zu bringen. So fest habe ich mein Geheimnis gehütet, daß ich selbst vor meinem Vater schwieg. Martha! Wie konnten Sie so häßlich von mir denken! Lieber hätte ich mich in Stücke reißen lassen, als Ihr Vertrauen zu verraten. Und dann — ich schwöre es Ihnen — ich war Ihnen treu; aus vollem, ganzem Herzen. Treu mit jedem Gedanken, mit jedem Atemzug." (Fortsetzung folgt.)



Das Heidelberger Schloß von der Terrasse aus gesehen.

Illustrierte Rundschau.

Auf der Militärbahn Marienfelde—Zossen finden gegenwärtig Probefahrten mit den Wagen der Firma Siemens & Halske und der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft für die projektierte **elektrische Schnellbahn** statt. Die zur besseren Ueberwindung des Luftwiderstandes vorn zugespitzten Wagen sind 12 Meter lang und haben vorn und hinten einen Stand für die Wagenführer, brauchen also nicht zu wenden. Auf dem Deck sind vorn und hinten je drei Abnahmebügel befestigt, welche von drei seitlich der Linie an Masten befestigten Drähten den elektrischen Strom empfangen. Das Innere der Wagen ist wie das unserer jetzt gebräuchlichen Eisenbahnwagen eingerichtet; es haben 72 Personen darin Platz. Man hofft eine Schnelligkeit von 200 Kilometer in der Stunde zu erreichen. — Der in Berlin verstorbene **Dr. Georg v. Siemens** ist am 21. Oktober 1839 in Torgau geboren, widmete sich zuerst dem preußischen Justizdienst und trat 1870 als Direktor bei der Deutschen Bank in Berlin ein, deren Mitbegründer er war und die unter seiner Leitung zur bedeutendsten Anstalt dieser Art in Deutschland nächst der Reichsbank emporwuchs. Seit 1874 war er auch wiederholt Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstags. Dr. Siemens hatte sich namentlich die Pflege der überseeischen Handelsbeziehungen Deutschlands zur Aufgabe gemacht. Für seine Verdienste um das Zustandekommen des Bagdadbahnprojektes wurde er von Kaiser Wilhelm II. geadelt. — Die nach Umfang und Lage großartigste und schönste Schloßruine Deutschlands, das **Heidelberger Schloß**, dessen Wiederherstellung man jetzt beabsichtigt, wurde schon zu Ende des 12. Jahrhunderts unter Konrad von Hohenstaufen begonnen und hauptsächlich unter den Kurfürsten Ruprecht III., Otto Heinrich, Friedrich IV. und Friedrich V. im Laufe von vier Jahrhunderten ausgebaut. Seine Zerstörung ist das Werk der französischen Mordbrennerbanden, die 1689 und 1693 die Pfalz furchtbar verheerten. Die hervorragendsten architektonischen Schönheiten weisen jene Schloßteile auf, die den Namen Otto-Heinrichsbau und Friedrichsbau tragen. — Der ostasiatische Kriegshafen Rußlands, **Wladiwostok**, das „sibirische Sebastopol", hat seit seiner Gründung im Jahre 1871 einen mächtigen Aufschwung genommen und wird nach Vollendung der sibirischen Eisenbahn, deren Endpunkt Wladiwostok ist, eine der wichtigsten Städte Ostasiens werden. Die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa 35,000 Köpfe, zu der eine Garnison von fast gleicher Stärke kommt. Die größten und hervorstechendsten öffentlichen Gebäude gehören der Marine. Im Handelsverkehr stehen die deutschen Schiffe obenan; vom 1. Januar 1902 an wird auch die Hamburg-Amerika-Linie regelmäßige Fahrten zwischen Hongkong und Wladiwostok eröffnen. Der durchweg 7 Meter tiefe Hafen ist Freihafen und vortrefflich geschützt. Er hat nur den einzigen Fehler, daß er alljährlich 3 bis 4 Monate durch Eis gesperrt ist.

Kastell Lastua.

(Mit Bild auf Seite 380.)

Das österreichische Küstenland Dalmatien wird in neuerer Zeit in immer steigendem Maße von Fremden besucht, denn es bietet in seinem Gegensatz zwischen der in üppiger südlicher Vegetation prangenden Küste und den kahlen wildzerrissenen Bergen des Innern die herrlichsten Naturgenüsse. Je weiter man nach Süden kommt, desto schöner und wilder wird die Scenerie. Ganz unten in der Nähe von Antivari liegt das von den Bergen Montenegros überragte alte Kastell Lastua, das unsere Illustration in all seinem eigenartigen Zauber uns vor Augen führt.

Der Tod des römischen Kaisers Vitellius.

(Mit Bild auf Seite 381.)

Seit Neros Tode wurden die römischen Kaiser größtenteils von den Soldaten gewählt. Im Jahre 69 riefen die rheinischen Legionen ihren Feldherrn Aulus Vitellius zum Kaiser aus, der, im Jahre 15 nach Christus geboren, damals 54 Jahre zählte und als der größte Schlemmer und Vielfraß gelten kann, der je auf einem Throne saß. Seine Herrlichkeit währte denn auch nicht lange. Die Legionen in Syrien und Aegypten riefen nämlich alsbald ihren Feldherrn Vespasian zum Gegenkaiser aus, das Heer des Vitellius wurde bei Cremona geschlagen, und am 21. und 22. Dezember desselben Jahres Rom erstürmt. Die Sieger schleppten den Kaiser Vitellius unter Mißhandlungen durch die Straßen der Stadt, hieben ihn schließlich in Stücke und warfen diese in den Tiber.

Das Grab des Häuptlings.

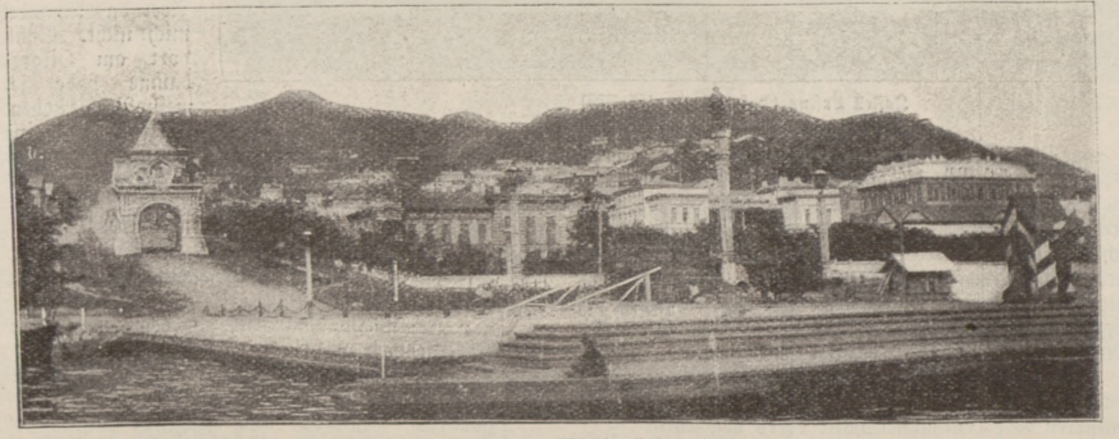
Erzählung von **J. D. Hansen.**

1. (Nachdruck verboten.)

Ende der vierziger Jahre siedelte sich eine Anzahl Deutscher in dem nordamerikanischen Staate Iowa an, darunter die Brüder Konrad und Hermann Desler. Ersterer war verheiratet, letzterer noch ledig, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren. Ländereien von bester Beschaffenheit waren im nördlichen Iowa damals billig und in größter Auswahl zu haben. Die beiden begründeten ihre Farm am südlichen Ufer des Turkeyflusses, der in südöstlicher Richtung dem gewaltigen Mississippi zuflutet.

Der klare und schöne Fluß hat seinen Namen „Truthahnfluß" von den an seinen Ufern zahlreich sich des Lebens freuenden, fetten, schmackhaften, wilden Truthühnern. Wer dort lebt, kann in der eigentlichen Jagdzeit sich leicht alle Tage einen Truthahn für die Küche verschaffen. Frau Ernestine, Konrads Gattin, war sehr geschickt in der Kunst der Zubereitung dieser leckeren Bratvögel. Zur Abwechslung gab es dann auch wohl Forellen und andere Edelfische aus dem Flusse. Alles das war gewiß besser und angenehmer als der ewige Maisbrei mit Schinken und Speck der Illinois-, Missouri- und Ohiofarmer.

Die Prairien Iowas waren jahrhundertelang bevorzugte Jagdgründe der Indianer gewesen. 1836 hatte man zuerst angefangen, sie zu verdrängen, indem die Regierung von ihnen Landkäufe machte in der üblichen Art und Weise, die mehr die Bezeichnung Landräuberei verdiente. Blackhawk — „Schwarzfalke" —, ein berühmter Häuptling, erhob endlich grollend das Kriegs-



Ansicht von Wladiwostok.

beil gegen die weißen Eindringlinge. Nach jahrelangen Kämpfen wurde er besiegt, und an einigen geeigneten Stellen wurden Forts gegen die Indianer errichtet, so auch am Turkeyflusse das Fort Atkinson. Es war für die zweihundert Dragoner eine ziemlich langweilige Garnison, weil sie keinen Whisky trinken durften. Ihr Oberst Nathanael Higgins war nämlich ein entschiedener Temperenzler, der keinen Tropfen Whisky in oder bei dem Fort duldete. Vielleicht hatte die Regierung ebendeshalb diesen militärischen Mäßigkeitsapostel für den Posten so besonders geeignet gehalten, weil unter solchen Umständen angenommen werden konnte, daß er über das Gesetz, welches verbot, an die Rothäute Branntwein zu verkaufen, streng wachen würde.

Der brave Oberst that denn auch in dieser Hinsicht sein Möglichstes, vermochte es aber trotzdem nicht zu verhindern, daß die Indianer von schurkischen und gewinnsüchtigen Händlern mit dem geliebten Feuerwasser versorgt und dafür um ihre wertvollen Biber- und Otternpelze beschwindelt wurden.

Blackhawk, der tapfere Häuptling, war, wie man sagte, aus Gram über die Niederlagen in den Kämpfen mit den mächtigeren Weißen im Jahre 1844 gestorben. — Seine roten Krieger hatten ihn begraben in einer romantischen Thalschlucht zwischen den Hügeln am Turkeyflusse und ihm dort auch einen kegelförmigen Gedächtnishügel errichtet. Die Stelle war fortan für die Rothäute geheiligt. Ein einsamer, menschenscheuer Trapper, der unvorsichtigerweise in der Grabesschlucht sich angesiedelt hatte, war in dunkler Nacht überfallen, getötet und skalpiert worden, und sein kleines Blockhaus hatten die Flammen verzehrt. Seitdem wagte kein Weißer, sich dort seßhaft zu machen. Man scheute den Grimm der roten Männer, die geheimnisvoll über dem Grab des toten Häuptlings zu wachen schienen. Und übrigens gab's ja ringsum genug schöne, für die Ansiedelung geeignete Plätze.

Außer den fleißigen Farmern, welche den nordöstlichen Teil von Jowa zu kolonisieren begannen, trieben dort auch noch andere Weiße emsig ihr Wesen, nämlich erzsuchende Abenteurer, welche nach Bleierz schürften, nicht etwa, um solche Fundstätten selbst auszubeuten, sondern vielmehr, um die Bleierzlager an Kapitalisten und Unternehmer zu verkaufen. Das auf diese Weise gewonnene Geld vergeudeten sie dann so rasch als möglich in wüsten Gelagen, um danach abermals ihr Suchen und Schürfen in der Wildnis zu beginnen. Bei Dubuque und auch bei Gutenberg, einem freundlichen, von Deutschen gegründeten Städtchen, hatte man viele reiche Bleierzlager entdeckt, und mehrere große Schmelzhütten gab es schon in der Gegend, welche man die „Bleiregion“ nennt. Die Erzadern liegen nicht tief; zuweilen genügen schon einige Dutzend Spatenstiche, um auf eine ergiebige Ader zu treffen.

— — — — — — — — — —

Eines Morgens nahm Hermann Desler seine Flinte und ging auf die Jagd. Auf einige feiste Truthühner hatte er es abgesehen.

Nach ungefähr anderthalb Stunden gelangte er an den Uferhügel am Flusse, von dem er hinabschauen konnte in die indianische Grabesschlucht. Da sah er zu seinem Erstaunen dort unten einen Erzgräber emsig bei der Arbeit. Es war ein rothaariger, ziemlich strolchmäßig aussehender Mensch, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte.

Kaum zehn Schritte von dem Grabe und Gedächtnishügel Blackhawks hantierte mit Spitzhaue und Spaten unverdrossen der Unbekannte und hatte schon ein recht ansehnliches Loch im Erdboden zu stande gebracht.

„Offenbar ahnt er nicht, welcher Gefahr er sich aussetzt,“ dachte der junge Deutsche. „Ich will ihn warnen.“ Und er stieg gemächlich hinab in die Schlucht.

„He, holla!“ rief er, als er unten angelangt war. „Ihr schürft hier nach Blei, so will es mich bedünken.“

„Ja, das thue ich. Es ist das Vernünftigste, was man in Jowa thun kann. Habe keine Lust zu anderen Geschäften.“

„Laßt an dieser Stelle das Schürfen lieber bleiben.“

„Warum denn nur?“

„Es dürfte Euch möglicherweise den Skalp kosten.“

„Haha!“ lachte der Fremde spöttisch. „Ihr meint das vielleicht, weil die alte verwünschte Rothaut hier unten begraben liegt?“

„Jawohl, gerade deshalb. So ist es dem Trapper Davis ergangen, der vor einigen Jahren es wagte, sich hier anzusiedeln.“

„Danke für die Warnung, Sir. Aber das kümmert mich nicht. Seht, dort am Hikorybaume habe ich meine Büchse stehen. Es soll nur eine armselige Rothaut wagen, mich in meinem Geschäft zu stören, das würde dem Burschen schlecht bekommen.“

„Doch des Nachts —“

„Nachts schlafe ich nicht in der Schlucht, sondern suche mir anderwärts ein sicheres Lager.“

„Ich möchte Euch doch von dem gefährlichen Unternehmen abraten.“

„Ei was! Erstens habe ich ja das Grab des alten Häuptlings noch gar nicht angetastet, und zweitens, wenn das auch geschehen müßte, so würde mich das gar nicht genieren. Habe hier



Kastell Lastua (Dalmatien). [S. 379]



Der römische Kaiser Vitellius wird von den pannonischen Legionen durch die Straßen Roms geschleppt und getötet. (S. 379)

gute Bleispuren gefunden, Sir, und wenn ich ein Erzlager entdecken kann, das mir etliche tausend Dollars einbringt, so soll es mir wahrhaftig nicht darauf ankommen, deshalb einen ganzen Haufen indianischer Totenknochen durcheinanderzuwühlen. Hahaha!"

„Nun, wie Ihr wollt!" sagte kopfschüttelnd der Deutsche. „Lebt wohl, Sir!"

Hermann Desler verließ den Erzgräber und stieg auf der anderen Seite aus der Schlucht. Bald nachher erlegte er in einem Wäldchen ein paar Truthühner und begab sich mit seiner Beute nach Hause. Aber auf einem anderen Wege als vorher, denn es gab in der Nähe ein weibliches Wesen, welches ihn mit magnetischer Gewalt nach einer gewissen Richtung zog.

Als er aus dem Wäldchen trat, konnte er weithin nach Süden die Prairie überschauen. Und da sah er in ziemlicher Ferne das geräumige Blockhaus des Händlers Kaleb Williams, der, dem strengen Gebote zum Trotze, jahraus, jahrein die Indianer mit Feuerwasser versorgte und dafür wertvolle Pelze eintauschte. Er galt für sehr wohlhabend.

Kaleb Williams hatte zwei herangewachsene Söhne und eine siebzehnjährige Tochter Namens Mary. Diese hatte auf Hermann Deslers empfängliches Herz einen solchen Eindruck gemacht, daß er des Vaters anrüchiges Geschäft darüber vergaß. Im Vorbeigehen wollte er bei Williams vorsprechen, um wieder einmal die Holde zu sehen und womöglich ein paar Worte mit ihr zu plaudern.

Der Händler, ein richtiger Yankee, schien freilich die Liebelei nicht recht zu billigen. Doch betrug er sich als gewandter Handelsmann immer höflich gegen den jungen Deutschen, wenn dieser zu ihm kam, um irgend eine Kleinigkeit zu kaufen.

Munter schritt Hermann dem Blockhause zu und war demselben schon ziemlich nahe gekommen, als er einmal zufällig nach Osten blickte.

Da gewahrte er eine Anzahl Reiter, die über die Prairie trabten. Es waren sechzehn Dragoner vom Fort, angeführt von einem Unteroffizier.

Der junge Deutsche erreichte das Blockhaus, neben welchem ein großer eingezäunter Hofraum sich befand. Dort kauerten sechs Indianer vom Stamme der Winnebagos. Williams und dessen Söhne waren im eifrigsten Feilschen mit ihnen begriffen. Die Rothäute, welche schon reichlich Feuerwasser genossen zu haben schienen, vertauschten eine Anzahl schöner Biber-, Ottern- und Fuchsfelle gegen Whisky, Pulver und Tabak.

Hermann fühlte sich abermals zum Anbringen einer Warnung gedrungen. „Nehmt Euch in acht mit dem verbotenen Handel!" rief er dem Yankee zu. „Es kommt gerade ein Trupp Dragoner vom Fort heran."

„Ist vielleicht der würdige Temperenzoberst selbst dabei?" fragte der Yankee spöttisch.

„Nein."

„Oder ein Leutnant?"

„Auch nicht."

„Wer kommandiert denn den Trupp?"

„Ein langbärtiger Unteroffizier."

„Das ist mein Freund Turnbull. Weiß schon, was die Dragoner wollen. Sind auf einer Streiftour und suchen bei der Gelegenheit hier, wie schon so oft, einen stärkenden Labetrunk, der ihnen im Fort nicht gegönnt wird. Gott segne den närrischen Temperenzoberst! Er ist die Ursache, daß nächst der indianischen Kundschaft die durstigen Dragoner meine besten Kunden geworden sind und den größten Teil ihrer Löhnung bei mir lassen."

Und der würdige Kaleb Williams und dessen Söhne brachen in ein schallendes Gelächter aus. Auch die Indianer, welche seine Auseinandersetzung wohl zum Teil verstanden hatten, grinsten.

„Wünscht Ihr sonst noch etwas Besonderes?" fragte dann der Yankee.

„Ich möchte einige Patentangelhaken kaufen," versetzte der Deutsche.

„Bitte, Sir, geht ins Haus! Meine Tochter wird Euch das Gewünschte geben. Ich selbst habe jetzt keine Zeit, da so viele durstige Gäste ankommen."

Dem jungen Manne war das sehr angenehm. Er trat ins Haus und traf in dem großen Laden die schöne Mary, welche ihm mit holdem Lächeln die gewünschten Angelhaken überreichte. Dann geriet er mit ihr in ein lebhaftes Geplauder. Sie hatte ihn auch gern, war er doch nach ihrer Ansicht der hübscheste und liebenswürdigste junge Mann in der ganzen Gegend.

Das dauerte so eine Viertelstunde. Da kam plötzlich ihr Vater herein, um irgend etwas zu holen. Er sah den jungen Deutschen von der Seite an, und dieser hielt es deshalb für angemessen, sich jetzt zu verabschieden.

Als er draußen war, sah er auf dem Hofe die dort lagernden und lustig zechenden Dragoner, deren Pferde an den Zaun angebunden waren.

„Wenn der wackere Oberst im Fort das wüßte, so würde er gewiß vor Zorn außer sich geraten," dachte im stillen Hermann Desler. „Aber hier in Amerika sind die Gesetze dazu da, um übertreten zu werden. Was kann man da machen?"

Und er schritt achselzuckend über die Prairie der heimischen Farm zu.

2.

Einige Tage später unternahm Hermann abermals eine Jagdstreiferei bis zur indianischen Grabesschlucht. Diesmal war es dort einsam und still. Nur die Vögel zwitscherten in den grünen Büschen. Das Loch, welches der Erzgräber ausgegraben hatte, war unordentlich mit Erde wieder zugeworfen.

„Wahrscheinlich ist seine Mühe vergeblich gewesen, und er sucht jetzt wohl an anderer Stelle," dachte der junge Deutsche.

Plötzlich stolperte er über einen Gegenstand und wäre beinahe gefallen. Zuerst glaubte er, es sei ein Stein. Aber nein, der Gegenstand hing fest an der Spitze seines linken Stiefels.

Es war ein zusammengeknotetes buntes Taschentuch, welches etwas Schweres enthielt. Er öffnete es und fand einige vortreffliche und vielversprechende Bleierzproben, die offenbar von einer größeren Erzmasse abgeschlagen worden waren.

Der Deutsche murmelte: „Ei, sieh doch! Also hat der Rothaarige doch richtig hier in der Schlucht Bleierz entdeckt. Vielleicht ist er nun unterwegs nach Dubuque, um dort das Erzlager zur Ausbeutung zu verkaufen. Aber weshalb hat er dann seine Erzproben nicht mitgenommen?"

Dies Rätsel sollte bald gelöst werden. Hermann war einige Schritte weitergegangen und hatte sich dem Häuptlingsgrabe genähert. Da sah er etwas Rötliches im Winde flattern auf dem kegelförmigen Gedächtnishügel, und als er ganz nahe herangekommen war, erkannte er mit Schaudern, daß es ein blutiger Skalp war, der auf einem in dem Grabhügel steckenden Holzstab gewissermaßen als Siegestrophäe befestigt war. Zweifellos war es die Kopfhaut des unbekannten Erzgräbers.

Also war der Verwegene doch ein Opfer des indianischen Grimmes geworden, jener geheimnisvollen Rächer, die über dem Grab des toten Häuptlings wachten, um es vor schnöder Entweihung zu schützen.

„Hätte der Mensch meine wohlgemeinte Warnung beachtet, so wäre dies Verhängnis nicht über ihn gekommen," murmelte der junge Deutsche.

Die skalpierte Leiche war nirgends zu sehen. Wahrscheinlich lag sie verscharrt in dem zugeschütteten Erdloche. Das Taschentuch aber mit den Erzproben nahm Hermann mit nach Hause. Er sprach dann mit seinem Bruder Konrad über die Angelegenheit.

Dieser sagte bedächtig: „Die Kenntnis von dem Vorhandensein eines vielleicht sehr reichen Bleierzlagers in der indianischen Grabesschlucht kann in künftiger Zeit für uns nützlich werden. Vorläufig ist damit nichts zu machen, der Gefahr wegen, in die wir unsere Skalpe bringen würden. Behalten wir einstweilen das Geheimnis für uns! Kommt Zeit, kommt Rat!"

— — — — — — — — — —

Die Zeit sollte bald kommen, rascher, als Konrad und Hermann Desler geahnt hatten. Noch vor Ablauf eines Jahres nämlich begaben sich die Indianerstämme Iowas, in Wut gebracht durch viele neue Ungerechtigkeiten der Weißen, abermals auf den Kriegspfad, wurden aber von der gegen sie aufgebotenen Militärmacht bald bezwungen. Es war nur ein kurzer Krieg.

In einem Scharmützel war jedoch der tapfere Temperenzoberst Nathanael Higgins so schwer verwundet worden, daß er seinen Abschied nehmen und sich pensionieren lassen mußte. Ein neuer Kommandant wurde also nach dem Fort Atkinson geschickt. Dieser war zur Freude der Dragoner dem Whisky hold. Ungehindert durfte fortan ein Schankwirt im Fort die durstigen Kehlen laben. Die Indianer der Gegend aber wurden gänzlich vertrieben und nach einer für sie bestimmten sogenannten „Reservation" im Nordwesten geschafft.

Um fernerhin blutige Zusammenstöße zwischen den roten Männern und den Weißen zu verhindern, wurde von der Regierung angeordnet, daß ein Landstreifen von zwanzig englischen Meilen Breite wüst und unbewohnt bleiben solle, um die Reservation der Rothäute von den Ansiedelungen der Weißen zu trennen. Dieser Grenzstreifen wurde „der neutrale Grund" genannt.

Bevor aber die Indianer ihre Wigwams abbrachen und vom Turkeyflusse wegzogen, begaben sie sich in die Grabesschlucht, zerstörten den Gedächtnishügel, gruben die Erde auf und hoben aus der Gruft die Gebeine Blackhawks.

Dieselben wurden in eine Decke gehüllt und mitgenommen. Dabei stimmten die Krieger einen melancholischen Klagegesang an.

Und dann zogen sie fort von der Grabesschlucht und dem schönen Turkeyfluß, nach Nordwesten, ihrer neuen Heimat, der für sie bestimmten Reservation zu.

Einige Tage später ritt der Händler Kaleb Williams über die Prairie.

Im Fort Atkinson hatte er Geschäfte machen wollen. Das war ihm aber nicht geglückt. Es gab da jetzt eine Konkurrenz im einträglichen Whiskygeschäft, die ihm zu übermächtig war. Das hatte ihn in eine recht verdrießliche Stimmung gebracht.

Auf dem Heimwege überfiel ihn ein heftiges Gewitter mit strömendem Regen. Zum Glück war die Farm der Brüder Desler nahe, und dort suchte und fand er eine gastfreundliche Aufnahme.

„Wie steht's denn bei Euch zu Hause, Sir?" fragte Hermann.

„Mit der Gesundheit steht's gut," versetzte der Yankee. „Die Geschäfte gehen aber jetzt miserabel."

„Was macht Eure Tochter Mary?"

„Sie ist ganz munter und wird alle Tage schöner. Hm — muß nun wohl bald daran denken, sie zu verheiraten."

„Weil Ihr gerade davon sprecht, halte ich es für passend, zu bemerken, daß ich Mary

von Herzen liebe, und daß sie mir auch zugeneigt ist."

„Will's schon glauben, Sir, möchte aber mit meiner Tochter höher hinaus. Und da ich nächstens nach Dubuque zu übersiedeln gedenke, so meine ich, könnte sich dort wohl ein reicher Freier melden für das Prachtmädel."

„Nach Dubuque wollt Ihr?"

„Jawohl, hier ist das beste Geschäft jetzt verdorben, seitdem die Indianer verjagt sind und nicht mehr zu mir kommen. In der Reservation will ich sie nicht aufsuchen, denn das wäre mir doch zu gefährlich. Bei den Dragonern ist auch nichts mehr zu verdienen. Seitdem der Temperenzoberst weg ist, haben sie jetzt im Fort Whisky genug und brauchen mich nicht mehr. Was soll ich also noch länger hier? Habe mir ein hübsches Kapital erworben und gedenke damit in Dubuque mich beim Bleigeschäft zu beteiligen."

„Das könntet Ihr hier viel bequemer und einträglicher haben."

„Wieso?"

„Am Turkeyflusse giebt's ein Bleierzlager, welches möglicherweise von großer Mächtigkeit ist."

„Habe bisher noch niemals etwas von Bleiminen am Turkeyflusse gehört."

„Das wundert mich nicht, denn es ist ein Geheimnis, das ich selbst nur ganz zufällig ergründete."

„Warum habt Ihr denn nicht das Lager ausgebeutet oder dasselbe zur Ausbeutung an andere verkauft?"

„Das war bisher nicht thunlich, weil zu gefahrvoll. Nun aber, seit kurzem, steht der Ausbeutung kein Hindernis mehr im Wege."

„Ist das wirklich kein Irrtum, was Ihr sagt?"

„Gewiß nicht. Ich kann Euch den Beweis sogleich liefern."

Hermann holte die Bleierzproben, welche er in dem Taschentuche des skalpierten Erzgräbers gefunden hatte, und legte sie auf den Tisch.

Der Händler prüfte sie und wog sie in der Hand. „Schweres, fast gediegenes Erz," sprach er mit zufriedenem Schmunzeln. „Kalkuliere, es möchte sich wohl glänzend lohnen, das Lager auszubeuten. Wollt Ihr mich zum Teilhaber, dann gebe ich das für den Anfang nötige Betriebskapital ins Geschäft."

„Wollt Ihr mich zum Schwiegersohn?"

„Wenn das Erzlager sich als wertvoll erweist, dann sage ich mit Vergnügen ja."

„Gut also, machen wir das schriftlich vor dem Sheriff ab, und dann können wir schon morgen anfangen, das Terrain gründlich zu untersuchen."

„So sei es!"

— — — — — — — — — —

Schon am folgenden Tage begaben sich die Brüder Desler mit Kaleb Williams und dessen beiden Söhnen zum Sheriff, wo der Vertrag aufgesetzt wurde. Dann ritten sie, versehen mit Spitzhauen und Spaten, nach der Schlucht am Turkeyflusse.

Dort gruben sie die Erde auf an der Stelle, welche Hermann bezeichnete, und fanden in zwei Meter Tiefe die fast schon verweste Leiche des unbekannten Erzgräbers, trafen dabei auch auf Bleierz.

Das Grab schütteten sie dann wieder zu und schürften darauf an anderen Stellen, nach dem östlichen Hügelhang zu. Fast überall stießen sie in zwei bis zweieinhalb Meter Tiefe auf reiche Erzadern.

Nach diesem so äußerst günstigen Ergebnis ihrer Untersuchungen kehrten sie nach Kaleb Williams' Haus zurück, wo nun die Verlobung Hermanns mit der schönen Mary stattfand.

In der nächsten Zeit wurde alles Erforderliche zur zweckmäßigen Ausbeutung des neuentdeckten Bleierzlagers bewirkt, wobei der kluge Yankee viel Energie und Geschick bewies. Die Gruben in der Schlucht lieferten in der That viele Jahre lang sehr reiche Erträge. Die Verfrachtung des Erzes in großen Kähnen oder Flachbooten den Turkeyfluß hinab und dann eine kleine Strecke den Mississippi entlang nach der nächsten Schmelzhütte war bequem und billig, und so gelangten sowohl die Gebrüder Desler wie Kaleb Williams und dessen Söhne zu ansehnlichem Reichtum. Die Familie Desler ist heute noch in der Gegend ansässig.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein sonderbares Wiedersehen. — Das 16,000 Mann starke Armeecorps, welches Württemberg Napoleon zur Verfügung stellen mußte, als derselbe im Jahre 1812 nach Rußland zog, wurde durch die furchtbaren Strapazen auf dem Rückzuge derartig aufgerieben, daß in Inowrazlaw in der jetzigen Provinz Posen nur noch zwei aktive Compagnien mit sieben Offizieren aus dem Rest zusammengestellt werden konnten. Diese beiden württembergischen Compagnien kamen als Besatzung in die preußische Festung Küstrin, welche von den Franzosen besetzt war. Dort blieben die Württemberger unter Führung des Majors v. Gaup auch im Jahre 1813 und halfen den Franzosen die Festung verteidigen, als dieselbe von den Preußen belagert wurde. Durch irgend einen Zufall erfuhren aber die württembergischen Offiziere in der Festung Küstrin, daß inzwischen ihr König sich von Napoleon losgesagt und den Alliierten zugewandt habe. Die Württemberger waren nun in einer recht eigentümlichen Lage. Ihr König und sie selbst waren Freunde der Preußen, die draußen die Festung belagerten, und doch mußten die Württemberger bei der Verteidigung den Franzosen Beistand leisten. Major v. Gaup begab sich daher zu dem französischen Befehlshaber in Küstrin und stellte ihm vor, daß die württembergischen Offiziere und Mannschaften nicht mehr gegen die Verbündeten ihres Königs fechten könnten, das verbiete ihnen der dem König geleistete Treueid. Sie bäten daher um freien Abzug mit dem Versprechen, innerhalb der nächsten Wochen nicht gegen die Franzosen zu dienen. Der französische Befehlshaber dachte aber natürlich nicht daran, seine Mannschaften um zweihundert Mann schwächen zu lassen, und erklärte dem Major v. Gaup, ihm sei von dem Uebertritt des Königs von Württemberg nichts bekannt, und solange er keine offizielle Nachricht erhalte, hätten die Württemberger ihren Dienst in der Festung nach wie vor zu versehen.

Natürlich mißtraute der französische Befehlshaber von jetzt ab den Württembergern und vertraute ihnen keinen Posten auf den Wällen mehr an, damit ihm die Truppen nicht desertierten. Diese Posten wurden nur von den Franzosen besetzt.

Als die württembergischen Offiziere noch einmal sich weigerten, Dienst zu thun, drohte ihnen der französische Befehlshaber, sie mitsamt den Mannschaften als Meuterer niedermachen zu lassen, und so blieb ihnen vorläufig nichts übrig, als sich zu fügen.

Einzelne Offiziere aber machten Fluchtversuche, unter anderen der Hauptmann v. Entzberg mit einem Leutnant. In einer finsteren Nacht stahlen sie sich aus der Festung heraus und waren schon auf dem letzten Wall, als ihnen eine französische Schildwache mit gefälltem Gewehr entgegentrat. Der alte Grenadier erkannte sie alsbald als Württemberger und erklärte: „Wenn mir die Herren jeder einen Louisdor geben, will ich Sie nicht aufhalten. Wollen Sie das nicht, so folgen Sie mir sofort zur Wache."

Die Offiziere hatten beide schon längst keinen Groschen mehr in der Tasche, und so blieb ihnen nichts übrig, als mit der Schildwache kurzen Prozeß zu machen; sie packten sie und warfen sie in den Wallgraben hinunter, wo sie ihrer Ansicht nach ertrank.

Die Flüchtlinge kamen glücklich in das preußische Lager und wurden nach ihrer Heimat entlassen.

Auf das Jahr 1813 folgten die Kriegsjahre von 1814 und 1815. Bei Waterloo wurde Napoleon endgültig zum zweitenmal geschlagen. Am 5. Juli 1815 zogen die siegreichen Heere der Verbündeten wieder in Paris ein, und Ludwig XVIII. kehrte nach Frankreich zurück. Dieser schloß Frieden mit den Alliierten, und die Napoleonische Armee wurde sofort aufgelöst. Die Mannschaften der großen französischen Armee, die hinter der Loire lag, durften sich ohne weiteres in ihren Uniformen, natürlich ohne Waffen, in ihre Heimat begeben. Hauptsächlich durch die Departements Allier und Nièvre ergoß sich der Strom dieser Zurückkehrenden.

In Moulins im Departement Nièvre war ein Knotenpunkt von Straßen, deshalb kamen hier täglich Hunderte, ja Tausende solcher entlassener Soldaten durch. Diese Soldaten waren verpflichtet, in jeder Stadt, die von den Alliierten besetzt war, sich ihren Paß von dem Kommandanten visieren zu lassen. In Moulins fungierte damals als Kommandant der württembergische Major v. Entzberg, derselbe, dem die Flucht aus der Festung Küstrin gelungen war. Er hatte schon den ganzen Nachmittag die Pässe der französischen Soldaten visiert, da bemerkte er, daß ein alter, französischer, weißbärtiger Grenadier ihn sonderbar fixierte. Er fragte den Mann, was das bedeuten solle, und der Grenadier erwiderte:

„Herr Major, wir haben uns schon einmal gesehen, wir sind einander im Leben schon begegnet."

„Wo sollte das gewesen sein?" fragte der Major.

„Auf den Außenwällen der Festung Küstrin. Ich trat Ihnen vor zwei Jahren hindernd in den Weg, als Sie aus der Festung flüchteten, und Sie mit Ihrem Begleiter warfen mich in den Wallgraben hinunter, weil Sie mir nicht einmal zwei lumpige Louisdor geben wollten."

Jetzt erkannte auch der Major seinen ehemaligen Gegner wieder. Er behielt ihn bei sich, speiste und tränkte ihn, beschenkte ihn zum Schluß noch mit den einst aus guten Gründen verweigerten zwei Louisdor, und der alte Grenadier setzte dann den Weg in seine Heimat fort. — Jedenfalls gehört dieses Wiedersehen, über welches in seinen Lebenserinnerungen der ehemalige württembergische Oberst v. Suckow nach Augenzeugen berichtet, zu den sonderbarsten, die in einem Feldzuge vorkommen können. [A. O. K.]

Chinesische Justiz. — Eine hübsche Illustration zu den merkwürdigen Rechtsanschauungen im Reiche der Mitte giebt uns der nachstehende Vorfall: Vor einiger Zeit machte eine Bande die Umgegend von Shanghai höchst unsicher, indem sie bei Tage die auf den Feldern arbeitenden Bauern anfiel, um durch Drohungen Geld von ihnen zu erpressen, und bei Nacht in die Wohnungen, wo etwas zu holen war, einbrach. Dabei griffen die Kerle auch einmal auf das Fremdenviertel von Shanghai über, und das sollte schließlich ihr Verderben werden.

Als eines Tages die Diebe sogar die Verwegenheit hatten, auch das Haus eines Mandarinen heimzusuchen und einige hundert Dollars daraus mitzunehmen, da wurde dem zuständigen Richter die Sache zu bunt. Nach chinesischem Brauch ließ er den Mandarinen, in dessen Bezirk die Räuber hauptsächlich hausten, zu sich entbieten und befahl ihm, die Uebelthäter binnen drei Tagen zu ergreifen, widrigenfalls er tausend Hiebe mit dem Bambus aufgezählt bekommen würde. Der unglückliche Untermandarin ging nun also mit seinen Trabanten auf die Suche; aber vergebens. Der erste Tag verging, ohne daß von den Verbrechern eine Spur entdeckt worden wäre, und auch der zweite neigte sich seinem Ende zu, ohne Zeuge der ersehnten Festnahme gewesen zu sein. Nach einer schlaflosen Nacht gab sich der Mandarin am dritten und letzten Tage nochmals die größte Mühe, am Abend befanden sich die Räuber noch immer auf freiem Fuße.

Am vierten Tage mußte der Unglücksmensch unweigerlich vor seinem Vorgesetzten erscheinen, der bereits ein Dutzend kräftige Schergen zum Prügeln bereit hatte. Umsonst versicherte der Unterbeamte hoch und teuer, er hätte alles gethan, was ihm möglich gewesen sei; es half alles nichts. Er wurde entkleidet und platt auf den Boden gelegt. Der erste Scherge wollte gerade zum Schlagen ausholen, als plötzlich ein Ruf aus der Reihe der Zuschauer ertönte. Die unvermutete Unterbrechung kam von einem englischen, im Fremdenviertel angestellten Geheimpolizisten, den sein vorgesetzter Polizeiinspektor geschickt hatte, um zu melden, daß die Räuber gefaßt wären. Die Freude des auf dem Boden liegenden Mandarinen kannte keine Grenzen: er weinte vor Dankbarkeit und versicherte dem Geheimpolizisten immer von neuem, die Ausländer wären doch fabelhaft kluge und edle Männer.

Weniger erfreut waren dagegen die Schergen, da sie sich nun des besonderen Spaßes, einen Mandarinen prügeln zu dürfen, beraubt sahen. Ebenso machte der sich langsam zerstreuende Haufe der Zuschauer kein Hehl aus seiner Unzufriedenheit über das ihm in letzter Stunde noch entrissene sehnlichst erwartete Vergnügen. [v. B.]

Friedrichs des Großen Wiegenlieferant. — Als Friedrich dem Großen beim Einzuge in Breslau während des ersten schlesischen Krieges von der Bürgerschaft gehuldigt wurde, und er am Abend die Illumination der Stadt in Augenschein nahm, bemerkte er am Hause eines Tischlermeisters ein Transparent, welches einem allgemeinen Wunsche Ausdruck gab, indem es eine Wiege mit der Unterschrift darstellte:

„Ich, Meister Kluge, würde lachen,
Dürft' ich für Friedrich bald 'ne Wiege machen."

Der König ließ sofort den Mann herausrufen, reichte ihm die Hand und sagte: „Ich verspreche es Ihm, daß kein anderer als Er das besagte Möbel anfertigen soll, wenn sich ein Insasse dafür findet." — Der Anlaß fand sich bekanntlich nicht, denn Friedrichs Ehe blieb kinderlos, und so mußte Meister Kluge darauf verzichten, Hofwiegenlieferant zu werden. [J. W.]

Die Elektrizität in der Landwirtschaft. — Auf ihrem Siegeszuge durch alle Erwerbszweige sucht die Elektrizität jetzt auch in die Landwirtschaft einzudringen. Eine umfassende elektrische Anlage für landwirtschaftliche Zwecke ist jüngst auf der in Mähren gelegenen Domäne des Grafen Ugarte-Lowatelli eingerichtet worden. Die Domäne besitzt ein Dampfsägewerk. Da die Dampfmaschinen noch ungefähr dreißig Pferdekräfte Dampfkraft mehr erzeugten, als man für das Sägewerk brauchte, so stellte man hier eine Dynamomaschine auf, die zur Erzeugung von elektrischer Kraft durch die überschüssigen dreißig Pferdekräfte in Betrieb gesetzt wurde. Von hier aus gehen nun zwei je fünf Kilometer lange Drahtleitungen ab.

Die eine dieser Leitungen läuft nach einer Molkerei, wo ein Elektromotor aufgestellt ist, der die Elektrizität in bewegende Kraft umsetzt, so daß dadurch zwei Zentrifugen für die Butterbereitung, mehrere Transmissionen und eine Pumpe getrieben werden. In der Nähe der Molkerei befindet sich eine Mühle, die nicht genügende Wasserkraft besitzt und deshalb zeitweilig die Arbeit einstellen muß. Von der Molkerei geht nun die eine der Transmissionen nach dem Mahlwerk der Mühle und setzt dieses in Bewegung, wenn die Wasserkraft versagt.

Die andere Leitung läuft nach zwei Meierhöfen. Hier sind zwei Elektromotoren vorhanden. Ein jeder derselben ist auf einem Wagen erbaut, so daß sie fahrbar sind und auf das freie Feld geschafft werden können. Auf der ganzen Strecke, durch welche die von der Dynamomaschine des Sägewerks abführende Leitung geht, können nun die Elektromotoren zum Betriebe von Dreschmaschinen benutzt werden. Man fährt einfach einen Elektromotor nach demjenigen Felde, wo die Dreschmaschine arbeiten soll. Der Elektromotor wird durch eine transportable Kabelschnur mit der Hauptleitung verbunden, so daß er nun den elektrischen Strom empfängt. Er setzt die Elektrizität in bewegende Kraft um und treibt nun durch eine Uebertragung die Dreschmaschine. Ist die Dreschperiode beendet, so werden die Elektromotoren von den Feldern in die Meierhöfe zurückgefahren, wo sie Pumpen und Berieselungsanlagen treiben.

Gegenüber der bisher üblichen Verwendung von Dampflokomobilen für landwirtschaftliche Zwecke, wie zum Pflügen und Dreschen, weist der elektrische Kraftbetrieb unstreitig bedeutsame Vorteile auf. Man erspart den Transport von Kohlen und Wasser nach dem Standorte der Lokomobilen, verliert keine Zeit mit dem Anheizen und entgeht, wenigstens unter normalen Verhältnissen, der Feuersgefahr, wie sie bei den Lokomobilen durch wegfliegende Funken und herausfallende glühende Kohlen besteht. Daher wird die Elektrizität ohne Zweifel sich auch in der Landwirtschaft immer mehr Geltung verschaffen. [Th. S.]

Humoristisches.

Höchstes Unglück.

Ich glaube gar, Fräulein Lina hat den Verlust ihres Bräutigams, des Zivilingenieurs Maier, noch nicht verschmerzt.

Leutnant: Geradezu lächerlich! Was würde sie denn thun, wenn sie einen Leutnant verlöre?

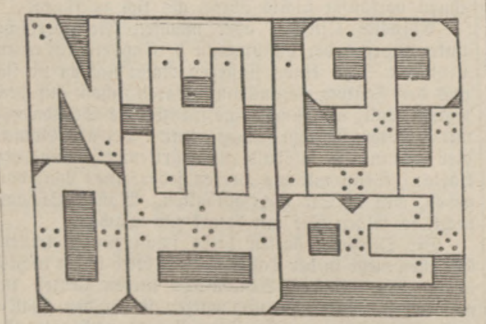
Bedenkliche Zustimmung.

Weinhändler: Ich versichere Sie, bei diesem Weine setze ich zu.

Gast: Kein Kenner zweifelt daran, daß Sie bei allen Ihren Weinen zusetzen.

Mannhaftigkeit im Tode. — Der große Naturforscher und Arzt Albrecht v. Haller, lebenslang ein mannhafter Herr, starb mit ungemeiner Stärke und Bewußtheit im Jahre 1772. In gefaßter, selbstbeobachtender Weise lag er auf dem Totenbette und fühlte das Nahen „des peinlichen Augenblicks", wie er noch einige Tage zuvor in seinem Tagebuche den Tod genannt hatte. Da fühlte er sich selbst den Puls und sprach: „Er schlägt — er schlägt — er schlägt — nicht mehr!" Es waren seine letzten Worte. [H. Th.]

Mosaik-Problem.



Die in obigem Mosaikbild enthaltenen Buchstaben ergeben den Namen eines deutschen Dichters. Wie lautet derselbe?

Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 47:

Wen Gott strafen will, dem erfüllt er seine Wünsche.

Homonym.

„Wir sind —", der fremde Seemann sprach das Wort,
„Auf unserm Schiffe lang durch Sturm und Graus,
Wo uns —", und wieder sprach das Wort er aus,
„An Riffen, Klippen drohten hier und dort.
Zur Hilfe wurde endlich uns gesandt
Ein Rettungsboot — so kamen wir an Land."

Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösungen von Nr. 47:

des Blumen-Rätsels: Rittersporn:

T Ä S C H E L K **R** A U T
V O G E L W **I** C K E
K L A **T** S C H R O S E
G O L D S **T** E R N
L Ö W **E** N Z A H N
B U T T E **R** B L U M E
K Ö N I G **S** K E R Z E
P E C H N E L K E
K **O** R N B L U M E
W U C H E **R** B L U M E
G L O C K E **N** B L U M E;

der dreisilbigen Charade: Briefwechsel.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.